

(Nachdruck verboten.)

Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Das Gericht kam bald wieder herein.

Dann setzte der Vorsitzende sein Varetz auf und verkündete, sich erhebend, das Urteil:

„Der Angeklagte ist zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wegen einfacher Hehlerei. Bei der Strafabmessung kam als verschärfend in Betracht die Art und Weise, wie der Angeklagte durch freches und verstocktes Neugnen sich reinzuwaschen sucht. Da der Angeklagte ledig ist, keine eigene Wohnung hat und somit Fluchtverdacht vorliegt, so hat das Gericht gelaßt, auch von einer vorläufigen Haftentlassung absehen zu müssen. . . . Es steht dem Angeklagten frei, gegen dieses Urteil von dem Rechtsmittel der Revision Gebrauch zu machen.“

„Was? . . . was? . . . hatte Georg Sellwig, dessen Säuste sich hallten, rufen wollen, aber da machte schon der Gerichtsdienner die Tür der Anklagebank, die direkt auf den Korridor hinausführte, auf, und ehe sich's der Knopfsdrücker versah, war er draußen auf dem Gange, neben dem Aufseher, der so sicher und selbstverständlich mit ihm abging, daß Georg gar nicht dazu kam, sich zu widersetzen. . . . Wie er den glasgedeckten Gang durchschritten hatte, der vom Kriminalgebäude ins Untersuchungsgefängnis führt, und wie er wieder die halbdunklen Korridore entlangschritt, an deren Seite die braunen Türen der Gefängniszellen sich vom hellen Ton der weißgetünchten Wände einformig abhoben — da erst fing Georg Sellwig an, sich über das, was eben mit ihm passiert war, klar zu werden. Eine ungeheure Wut hatte dieses wilde, mutige und noch so ungebändigte Herz da gepackt und wenn

Was war denn das nur immerwährend? Dieses Klopfen an der Wand? Der Knopfsdrücker erinnerte sich, früher mal in einem Verbrecherroman von der sogenannten Klopfsprache gelesen zu haben. Trotz der Dunkelheit, die ihm ja doch nichts wahrzunehmen gestattete, richtete er seine Blicke nach der Gegend, wo die Klopföne herkamen, und paßte genau auf, ob es ihm nicht möglich wäre, etwas herauszuhören aus diesen, sich in längeren und kürzeren Intervallen fortsetzenden Geräuschen; aber er sah bald ein, daß dazu ein richtiges System gehöre, das man erlernen mußte. . . . Trotzdem interessierte es ihn, daß der Zellennachbar, den diese Schweinehunde von Aufsehern auch da hineingebracht hatten, eine Verständigung mit ihm suchte. . . . Eine Weile hörte er dem Klopfenden noch zu, der jetzt Antwort zu bekommen schien von einem, der über ihnen saß, dann wurde sein an dieses Geräusch allmählich gewöhntes Ohr unaufmerksam und Georg Sellwig fing wieder an, in der Dunkelheit seiner Zelle hin- und herzurrennen, gerade wie sein Verstand, der sich nicht zurechtfinden konnte in dem finsternen Labyrinth der Zusammenhänge zwischen der unbedeutenden Ursache seiner Strafe und ihren schlimmen Folgen, die ihm jetzt schon immer klarer wurden. . . .

Ein Mensch mit schwächeren Instinkten hätte schließlich, die Augen voller Tränen, vor seinem Unglück kapituliert; der Knopfsdrücker dachte nicht daran. Von klein auf hatte er alles mit der Kraft seiner Arme, mit Gewalt machen wollen, und als er später, seiner Reigung folgend, in einen Klub für Leichtathletik eintrat, war er bald ein nicht zu besiegender Kinger und Läufer geworden. Seine Intelligenz war mehr nach der nachdenklichen Seite entwickelt, bei der Arbeit grübelte er und kam, seiner gewalttätigen Natur entsprechend, zu extrem radikalen Anschauungen. Denn nur die Politik war das geistige Feld, auf dem er und alle die von seinen Kollegen sich tummelten, die überhaupt dachten. Für ihn war der Staat eine Raubgenossenschaft, die den Reichen die gesellschaftliche Möglichkeit gab, die Armen auszubeuten. Er haßte die gesellschaftlichen Einrichtungen und fand die Reden der sozialdemokratischen Führer, welche sich gegen diese Institutionen wandten, viel zu zahm. „Zu sollte man zu reden ham,“ war immer sein letztes Wort, „dann kam't anders! Dann würden die Herren Grafen und Barone nich mehr lange die

größte Schnauze ham!“ Dabei war er aber gutmütig und würde nie daran gedacht haben, jemandem etwas fortzunehmen. Daß er sich diesen Dreck, die völlig wertlose Riefuhr, hatte in die Hand stecken lassen, daran hätte in seinen Kreisen niemand etwas Böses oder gar Verbrecherisches gefunden.

So kam er in die Gefängniszelle.

Schon die Art, mit der man ihm seine Anstaltskleidung hintwarf und ihm befahl, sich zu baden, empörte ihn. Dann das: „Hier! . . . antreten! . . .“ worauf er stehen bleiben mußte, bis ein anderer Aufseher kam und dem im Erdgeschoß den Trupp Gefangener abnahm. Und nun: „Vorwärts, marsch!“ Sie mußten einer hinter dem anderen den Korridor entlang gehen, die eisernen Wendeltreppchen hinaufsteigen, dann hieß es: „Halt!“ — Da blieb einer stehen — und vor der nächsten Zelle wieder einer, und so weiter, bis jeder der neu hinzugekommenen Gefangenen vor seiner Zelle stand.

Dann klopfte der Aufseher, zum Zeichen für seinen Kollegen, mit dem Schlüssel ans Geländer, und nun sah Georg Sellwig den berufenen Beamten die Galerien entlang kommen, an denen ringsherum die Zellen lagen, so daß man auch von oben, aus der zweiten Etage, durch das ganze im Observationsystem erbaute Gebäude hinabsehen konnte. Eigentlich hätte der Knopfsdrücker dicht vor seiner Zellentür stehen sollen, aber, um hinaussehen zu können, war er ein wenig zurückgetreten nach dem Geländer hin und hatte über die Schulter geblickt.

Jetzt kam der Aufseher. Drei Zellen weiter schloß er einen Gefangenen mit raschen, energischen Bewegungen ein, dann sagte er, hinzutretend:

„Hier gib'ts nichts zu gucken, verstanden! . . . Hier wird sich streng nach den Vorschriften gerichtet, sonst gib'ts 'ne Meldung!“

Unter seiner Hand öffnete sich mit knackendem Federdruck das feste Stahlschloß.

„Vorwärts! . . . rein! . . .“

Der Gefangene drehte, widerwillig vorschreitend, den Kopf halb nach dem Aufseher. Daß diese ganze Behandlungsweise der allgemeinen Auffassung von der Gefängnisstrafe entspreche und keineswegs auf ihn allein gemünzt sei, das zu begreifen war Sellwig vorläufig nicht imstande. Was ihn aber noch mehr wie der rauhe Ton empörte, das war die Art, in der der Beamte geflissentlich die direkte Anrede vermißte; er witterte eine versteckte Demütigung, die denn auch wirklich dahinter verborgen war.

Der Beamte beabsichtigte das vielleicht gar nicht. In dessen war er noch bis vor kurzem bei den „Jugendlichen“ stationiert und dort gewöhnt und berechtigt gewesen, die meist noch im Knabenalter stehenden Gefangenen mit „Du“ anzureden. Obenein gehörte der Mann zu denen, die in der Strafe geflissentlich etwas Entehrendes sehen wollen und den Verbrecher verachten. Hier diesen Leuten, die dieselbe blane Zade trugen und nebenbei auch noch nicht viel älter waren, das seiner Meinung nach ehrenvolle „Sie“ zu geben, daran konnte sich Aufseher Bartelmann nicht recht gewöhnen. Und wenn es anging, sagte er auch hier gerne mal „Du“, sonst half er sich damit, daß er die Anrede überhaupt vermied. Er war durchaus kein bössartiger Quälgeist, nur sehr stolz auf seine martialische Person mit dem schwarzglänzenden Baden- und Schnurrbart und von dem Gefühl seiner Autorität so durchdrungen, daß ihm eine Widersprechlichkeit als etwas geradezu Fabelhaftes vorkam.

Und hier sah er sich so einer Widersprechlichkeit gegenüber!

Die großen, graublauen Augen in dem kantigen Gesicht des Gefangenen brannten wie Revolutionsfackeln, die Flügel seiner ungeschlachten Nase blähten sich, und Aufseher Bartelmann stand eine Sekunde ganz starr vor diesem Bilde der Empörung. . . . Furcht kannte er nicht. Nur sein Erstaunen war im ersten Augenblick so groß, daß er ganz vergaß, wo er jetzt seines Amtes waltete. . . .

„Willst Du hier etwa Mäntelens machen?!“ sagte er, die buschigen Brauen zusammenrüdend.

Georg Sellwig wollte schon in seine Zelle gehen. Aber auf diese Anrede fuhr er wie von einer Ratter gebissen herum.

„Wat?? . . . Wer is 'n Ihr Du? . . . Erlauben Sie sich det nich noch mal, Sie, bastehen Sel . . .“

Auffeher Bartelmann war einfach platt. Das hatte ihm noch keiner geboten! Und er konnte den Re. l nicht mal zur Anzeige bringen! . . . Konnte nicht. . . Da bekam der Beamte, der seine Fassung unter keinen Umständen verlieren darf, wieder die Oberhand in ihm.

„Gehen Sie rein! Ich wer' Sie zur Anzeige bringen!“ Georg Hellwig begleitete das Zuschlagen des Schlosses mit lautem Hohnlachen. . . Der würde sich schön hüten und ihn anzeigen! . . . überhaupt bei wem denn? . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Teufel.

Von Werner Peter Larsen.

Der Pastor stand auf der Kanzel. Er war rotwangig und frisch, sein Bart kräuselte sich sanft über seinem breiten Doppellinn. Er predigte. Er sprach:

„Wehe dem Geiz! Er sammelt Schätze und Gold und füllt Keller und Scheunen und schreitet in Hoffart daher! Wehe dem, der der Kirche nicht gütet, wie ihr gebühret! Wer der Kirche gütet, der gütet Gott! Und steht es nicht bereits geschrieben Luc. 12, 30: „Verkaufet, was ihr habt und gebt Almosen. Machtet Euch Säckel, die nicht veralten, einen Schatz, der nimmer abnimmt, im Himmelsreich, da kein Dieb zukommt und den keine Motten fressen.““

Die Gemeinde lautete. Der Pastor sprach: „Wehe den Murrenden! Ihrer list die Verdammnis Sünd ihre Worte nicht eitel Trost, ihr Trachten nicht Unfrieden? Wallen Sie nicht die Häufte, heben den Kopf und streiten wider die Obrigkeit und die, die ihre Herren sind, von Gott Vater selbst eingesetzt? Däucht Euch nicht, sie murren damit wider Gott? Wehe, Wehe! Der da in Demut wandelt und im Staube, wird das Himmelsreich schauen, der da aber murret, der wird zur Hölle fahren — wünschend — in des Teufels Klauen!“

Die Gemeinde zitterte. Der Teufel aber, der vorbei ging und von sich reden hörte, legte die Hand ans Ohr und lautete. Und kaum trat der Knecht Gottes aus der Kirche, als er ihn schon erwischte.

„Höre,“ sagte er, „Du hast sie über alle Gebühr eingeseift! Woju der Schwindel mit der Hölle? Die auf Erden, Freund, sind die schlimmsten. Du hüsst weidlich, sie heiß machen. Kommi, ich will sie Dir zeigen!“

Er nahm ihn beim Schopf und flog mit ihm davon. Ueber Dörfer, Häuser, Schote und Fabriken — — dann glitt er zur Erde und fuhr in einen Schacht. Es war feucht und dunkel, ein übler Geruch benahm den Atem.

„Was riecht da?“ Leichen . . .“ stöhnte der Pastor.

Der Teufel nickte. „Das, Freund, ist die Hölle. Dreihundert sind es. Ihr Leben war elend, ihr Tod — Dual. Manche ersticken, manche wurden zerrissen, erschlagen, manche verhungerten . . . Wie kommt das?“

„Ich weiß es nicht.“ „Du lügst,“ sagte der Teufel. „Du lügst, Pfaffe! Ich weiß es. Man spielt mit Menschenleben, man tut nichts, um dem Tod zu wehren. All diese sind gemordet.“

Der Pastor erbleichte. „Was tatest Du, Mann Gottes, um dem Jammer zu steuern?“

Keine Antwort. „Nichts . . .! Du hältst es mit den Reichen, den Starken. Wehe den Murrenden — hahaha!“

Der Teufel nahm den Pastor beim Schopf und flog weiter.

Die stolperten einige Stufen hinab und standen im Keller. Es war ebenso feucht und dunkel wie im Schacht. Erst allmählich unterschieb das Auge die Umgebung.

An der Türklinke hing eine Frau, an der Wand — jedes an einem starken Haken — drei Kinder. „Johanne Tenz,“ stellte der Teufel vor. „Dort drüben ihre Kinder: Artur, Richard, Else. Zwei, vier, neun Jahre. Wenn Sie näher treten möchten —“

Er verschleuderte einige Ratten, die die Zehen der Frau benagten. „Haben Sie kein Verlangen?“

„Kein,“ sagte der Pastor, „danke.“ Seine Knie schlotterten.

„Warum haben sie das getan? Ohne ein Wort des Geleits, ohne christliches Begräbnis?“

Der Teufel lautete. „Nahrungsvorgen,“ sagte er. „Kommt täglich vor. Lesen Sie die Zeitung. Ja — das ist die Hölle.“

Der Pastor schwieg. „Was tatest Du nun, Mann Gottes, um diesem Jammer zu steuern?“

„Er fällt nicht in meine Gemeinde.“

„Hahaha!“

Der Teufel lautete.

Dann nahm er den Pastor beim Schopf und flog weiter.

Manche Stellen zeigte er ihm noch, Gefängnisse, Freudenhäuser, Fabriken — Ausbeutung, Elend und Blut.

„Das sind Höllen!“

Dann fuhr er zur Erde, setzte den Pastor ab und ließ ihn laufen. —

Am nächsten Sonntag ging der Teufel an der Kirche vorbei und hörte seinen Namen nennen. Er legte die Hand ans Ohr und lautete.

Der Pastor stand auf der Kanzel. Er predigte. Er sprach:

„Wehe dem Geiz, der der Kirche nicht gütet, wie ihr gebühret! Wehe dem Murrenden, der sich nicht beugt der Obrigkeit und denen, die seine Herren sind! Wehe, wehe —“

Der Teufel war starr. Das hatte er nicht gedacht. Er hörte die Predigt an und ging seufzend weiter.

„Unverbesserlich . . .“ sagte er.

Am nächsten Nach wusch er sich lange Hände und Ohren.

Vielfachtelegraphie.

Der teuerste Teil einer Telegraphenanlage ist unbestritten die Leitung, da nicht nur deren Bau bedeutende Summen verschlingt, sondern auch deren Unterhaltung eine fortlaufende große Ausgabe bedeutet. Es setzen daher schon früh die Bestrebungen ein, diese Leitungen besser auszunutzen, als es bei dem einfachen telegraphischen Betrieb möglich ist. In welchem Maße diese Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, kann man daraus sehen, daß man mit dem gewöhnlichen Morse-Schreiber 500 Worte in der Stunde, mit einem Hughes Typendrucker 1200 Worte, mit einem Baudotschen Typendrucker jedoch schon 7200 Worte in der Stunde über eine Leitung telegraphieren kann. Diese Verfahren werden jedoch von den in neuerer Zeit gebauten Maschinen- und Schnelltelegraphen noch bei weitem übertroffen. Mit dem Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske können 20 000 Worte in der Stunde, mit dem Apparat von Pollak u. Pirag nach Angabe der Erfinder sogar 100 000 Worte in der Stunde telegraphiert werden. Wenn auch diese letztere Zahl mehr der Phantasie als der Wirklichkeit angehören dürfte, so sind tatsächlich mit dem Apparat bei den Versuchen der preussischen Telegraphenbehörde zwischen Berlin und Königsberg Uebertragungsgeschwindigkeiten von 30 bis 40 000 Worten in der Stunde, immer für eine Leitung gerechnet, erzielt worden.

Diese großen Leistungen gegenüber dem erst im Jahre 1844 zum ersten Male angewendeten Morse-Apparat können auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden. Die eine Möglichkeit besteht darin, die Geschwindigkeit des Telegraphierens zu erhöhen. Dies geschieht in den oben erwähnten Maschinen- und Schnelltelegraphen. Die andere Möglichkeit besteht darin, daß auf ein und derselben Leitung gleichzeitig mehrere Telegramme übertragen werden können. Diese letzteren Methoden werden als die der eigentlichen Vielfachtelegraphie bezeichnet. Diese Vielfachtelegraphie ist schon ziemlich alt, da schon im Jahre 1853 nachgewiesen wurde, daß es möglich ist, über ein und denselben Draht gleichzeitig mehrere Telegramme zu befördern. Bei den älteren Systemen dieser gleichzeitigen Mehrfachtelegraphie können entweder zwei Telegramme in entgegengesetzter Richtung oder zwei Telegramme in gleicher Richtung gleichzeitig befördert werden. Bei den neuesten Systemen der Vielfachtelegraphie ist man jedoch viel weiter gegangen. Gerade in letzter Zeit wurden in Frankreich beachtenswerte Versuche mit Erfolg durchgeführt, bei denen bis 18 Telegramme gleichzeitig auf einem Draht befördert wurden. Diese Versuche sind nach dem System von Mercadier mit der sogenannten Stimmgabeltelegraphie auf den Telegraphenlinien zwischen Paris und Lyon, Paris—Havre und Paris—Marseille durchgeführt. Diese Mercadier-Stimmgabeltelegraphie beruht auf der Verwendung von Schwebeströmen, deren Stärke sich in bestimmter rhythmischer Weise ändert, die also gewissermaßen musikalische Töne ins Elektrische übersezt darstellen. Diese Ströme werden dadurch erzeugt, daß durch die Schwingungen von Stimmgabeln der Magnetismus des Eisenkernes einer von einem immer gleich starken elektrischen Strom durchflossenen Spule verstärkt und geschwächt wird, wodurch entsprechende Stromschwankungen entstehen. Wird nun eine auf den Ton „normal A“, der 425 Schwingungen in der Sekunde entspricht, abgestimmte Stimmgabel angehängt, so wird dadurch ein elektrischer Strom erzeugt, der 435 Schwingungen oder Perioden in der Sekunde macht. Es werden nun verschiedene solcher Apparate an der Aufgabestelle in ein und dieselbe Leitung eingeschaltet. Jeder dieser Apparate schickt seiner Stimmgabel entsprechende Ströme in die Linie, die einem ganz bestimmten musikalischen Ton entsprechen. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Ströme, obwohl sie in ein und denselben Draht fließen, sich gegenseitig nicht beeinflussen und sich gleichsam übereinander lagern. Die Schwierigkeit besteht nun, ähnlich wie bei der abgestimmten

drahtlosen Telegraphie, darin, die in der Empfangsstation gleichzeitig anlangenden Ströme wieder zu trennen, so daß kein Chaos entsteht, sondern die Zeichen gesondert aufgenommen werden. Dies geschieht mit Hilfe sinnreicher Apparate, der Monotelephone, die so gebaut sind, daß sie nur auf einen Strom von einer ganz bestimmten Schwingungszahl, also einen bestimmten elektrischen Ton antworten und von dem anderen Strom unbeeinträchtigt bleiben. Sind nun in der Aufgabestation z. B. drei Stimmgabeltelegraphen aufgestellt, von denen jeder auf einen bestimmten Ton abgestimmt ist und befinden sich in der Empfangsstation drei auf die gleichen Töne abgestimmte Monotelephone, so können auf einem Draht gleichzeitig drei Telegramme befördert werden. Ebenso lassen sich in der entgegengesetzten Richtung zu gleicher Zeit Telegramme befördern, so daß die Zahl der gleichzeitig zur Uebertragung kommenden Zeichen theoretisch sehr hoch werden kann und wie auch die praktischen Erfolge gezeigt haben, sehr hoch wird.

Das Telegraphieren selbst geht in der üblichen Weise durch Schließen und Öffnen des Stromes mit der Hand vor sich. Die Leistungsfähigkeit der Mercadiereschen Telegraphen kann noch bedeutend erhöht werden, wenn sie mit einem der bereits bekannten Mehrfachtelegraphensysteme, z. B. dem am meisten verwendeten Vaudotschen Typendruker, kombiniert werden. Dieser in Frankreich und auch anderen Ländern, wie z. B. Deutschland, in Verwendung stehende Vaudotsche Apparat arbeitet nach dem System der absehweisen Mehrfachtelegraphie. In der Sendestation und Empfangsstation sind mehrere Typendruckapparate — bis 6 Stück — aufgestellt, die durch einen Verteiler abwechselnd in sehr schneller Folge mit derselben Linie verbunden werden, so daß die Zeichen zwar nacheinander, aber in sehr rascher Folge automatisch verschiedenen Apparaten übermittelt werden.

Bei den schon oben erwähnten Maschinentelegraphen wird die Erhöhung der Leistungsfähigkeit beim Telegraphieren dadurch erzielt, daß die Abendung der Telegramme nicht mit der Hand, sondern automatisch geschieht. Bei den ältesten und heute noch am meisten verbreiteten Apparaten nach Wheatstone werden die Zeichen zuerst durch Löcher in beliebiger Zahl und Anordnung in einem Papierstreifen markiert. Dieser gelochte Streifen läuft mit großer Geschwindigkeit durch einen Sendepapparat, in dem durch diese Löcher der Strom abwechselnd geschlossen und geöffnet wird, wodurch in den Empfangsapparaten Morsezeichen erzeugt werden. Einer der Hauptnachteile des Wheatstone-Apparates besteht darin, daß die Zeichen an der Empfangsstelle in Punkten und Strichen bestehen und erst in die Buchstabenschrift übersetzt werden müssen, wodurch bei der Expedition der fertigen Telegramme Arbeits- und Zeitverlust entsteht, ein Nachteil, der schon bei den älteren Typendruckapparaten behoben ist und den auch die neueren Schnelltelegraphen vermeiden.

Schon einer der älteren Maschinentelegraphen, nämlich der Murray-Telegraph, der in der Aufgabestation dem Wheatstone-Apparat ähnelt, erzeugt an der Empfangsstation fertige getippte Telegramme dadurch, daß der Streifen mit der gelochten Telegraphenschrift durch einen besonderen Apparat, der mit einer Schreibmaschine verbunden ist, geführt wird. Bei dem Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske, der gleichfalls ein Typendruckapparat ist, geschieht das Drucken der Typen an der Empfangsstation durch den elektrischen Funken auf photographischem Wege. Auch bei diesem Apparat wird das abzufsendende Telegramm in Lochschrift auf einem Papierstreifen niedergeschrieben. Der Streifen wird durch eine Kontaktvorrichtung gezogen, wodurch zeitweise Ströme in die Leitung geschickt werden, die an der Empfangsstation Funken erzeugen. An der Empfangsstation befindet sich ein Typentrad, das in derselben Weise, also „synchron“ mit dem Aufgabepapparat rotiert und an dessen Umfang die Buchstaben und Zeichen, welche der Apparat zu produzieren vermag, schablonenartig eingeschritten sind. Diese Typenscheibe rotiert zwischen einer Funkenstrecke und einem lichtempfindlichen Papierstreifen. Das Licht der durch die Ströme erzeugten Funken tritt nun durch den gerade an der betreffenden Stelle befindlichen Ausschnitt an der Typenscheibe, die die Form des Buchstabens besitzt, der an der Aufgabestelle im gleichen Moment durch die Kontaktvorrichtung gezogen wurde, und überträgt das Bild auf den lichtempfindlichen Papierstreifen. Da die Zeitdauer des Funken geringer als ein Millionstel Sekunde ist, so ergibt sich, daß sich der Papierstreifen mit praktischer beliebiger Geschwindigkeit bewegen kann und daß die Zeichen sehr schnell aufeinander folgen können. Es sind tatsächlich bei den Versuchen mit diesem Apparat 2000 Zeichen in der Minute direkt als Typen gedruckt übertragen worden. Die photographische Entwicklung des Streifens geschieht in sehr einfacher, automatischer Weise und dauert ungefähr 9 Sekunden.

Bei dem Schnelltelegraphen nach dem System von Pollak und Pirag wird gleichfalls an der Empfangsstation die Photographie zu Hilfe genommen. Das Prinzip des Apparates besteht darin, daß in der Empfangsstation Telephone aufgestellt sind, deren Membrane durch Ströme, die in rascher Folge von der Sendestation geschickt werden, in Schwingungen gesetzt werden. Die Membranen dieser Telephone sind mit einem Spiegel in Verbindung, der die Strahlen einer auf ihn gerichteten Glühlampe reflektiert und auf einem lichtempfindlichen Papier leuchtende Linien erzeugt, die genau den Schriftzügen in lateinischer Schrift entsprechen. Auch hier wird der zu übertragende Text in der Empfangsstation zuerst auf einem Papierstreifen durch Lochung eingetragen.

Das Loch geschieht in einem bestimmten Apparat, dem Perforator, der eine Art Schreibmaschine ist, durch deren Tastenbewegung bei jedem Buchstaben ein bestimmtes Loch in dem Papierstreifen erzeugt wird.

Wie leistungsfähig der Schnelltelegraph ist, geht daraus hervor, daß zur dauernden Versorgung eines Schnelltelegraphen mindestens 20 solcher mit der Hand bedienter Perforier-Schreibmaschinen erforderlich sind. Mit diesem Apparat wurden auch schon von verschiedenen Telegraphenverwaltungen in Ungarn, Deutschland und Frankreich erfolgreiche Versuche durchgeführt.

Zu der Mehrfachtelegraphie können in gewissem Sinne auch die Methoden gerechnet werden, nach denen auf ein und derselben Linie gleichzeitig telegraphiert und telephoniert werden kann. Diese Methoden, die z. B. in Belgien praktisch verwendet werden, beruhen darauf, daß zum Telegraphieren Gleichströme, zum Telephonieren Wechselströme, die sich gegenseitig nicht stören, verwendet werden.

Der Hauptvorteil des automatischen Telegraphierens liegt, wie Siemens seinerzeit ausführte, abgesehen von der besseren Ausnutzung der Leitung, in der Schnelligkeit des Abtelegraphierens und der dadurch bedingten Zeitersparnis. Telegramme sollen jedoch nicht nur ankommen, sondern auch so schnell wie möglich ankommen. Sehr viel Zeit wird aber bei der Aufgabe der Telegramme sowie bei der Fassung der Worte von den Beamten verloren. Falls Maschinentelegraphen allgemein zur Einführung gelangen, so können schon Privatleute die fertiggelochten Streifen aufs Amt bringen. Der Wert des Telegramms läßt sich einfach mit einem Millimetermaßstab feststellen, wodurch eine Menge Zeit und Beamtenkraft erspart werden kann, so daß diese Maschinentelegraphen auch indirekt die Schnelligkeit des Verkehrs erhöhen können. Etz.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

„Henrik Ibsens Dramen“, 20 Vorlesungen von Emil Reich. (J. Fiebers Verlag, Berlin. Preis 3,50 M., geb. 5 M.) Von dem stattlichen Band der Ibsen-Vorlesungen, die Emil Reich vor Jahren an der Wiener Universität gehalten hat, liegt jetzt die 7. und 8. Auflage vor. Das Buch, das sich an die weitesten Kreise wendet und sehr preiswert ist, hat sich längst bewährt, aber der neuen Auflage, die jetzt in unserer deutschen Ibsen-Verlag übergegangen ist und auch bereits die Ergebnisse der nachgelassenen Schriften Ibsens verarbeitet, mögen einige orientierende Betrachtungen gewidmet sein.

Es ist zunächst hervorzuheben, daß Reich nicht den Dichter zeichnet, sondern den Gestalter einer neuen sozialen Weltanschauung. Und dies ist festzuhalten, immer und immer wieder zu betonen zu einer Zeit, in der man die Literatur lediglich als Formkunst betrachtet möchte. Der Dichter als sozialer Gestalter! Sozialer Gestalter ist Schiller gewesen, der die Massen aufgerufen hat; Ibsen, der zum einzelnen spricht . . . der sein Privatleben betrachtet hat, seine Erziehung, seine Liebe, seine Ehe . . . und nun von Grund auf neu schafft, die großen äußeren Reformen indes Kommenden überläßt oder vielmehr glaubt, daß sie sich dann von selbst einstellen werden. Aber auch das ist falsch, bei Ibsen von „Schaffen“ zu reden, denn er zerstört die alten und überlebten Anschauungen — nichts weiter. Die Jugenddramen, in denen er Ideale aufrichtet, verlieren im Angesicht seiner späteren Gesellschaftsstücke ihre Bedeutung. Schließlich muß aber erst das Alte beiseitegeschafft werden, wenn das Neue geboren werden soll. Deshalb ist im gewissen Sinne Zerstören auch Bauen!

Mit peinlicher Genauigkeit verfolgt Emil Reich die Entwicklung dieser soziologischen Idee. Die Jugenddramen atmen romantischen Geist, sie verfolgen keine „Abstrichen“. Im „Fest auf Solthaug“ jedoch nimmt das Problem der Ehe (Ibsens Hauptthema) zum ersten Male Gestalt an; in der „Nordischen Meerfahrt“ und der „Komödie der Liebe“ wird es mit steigender Kraft behandelt. Die Mahnung: „Wenige Dich zu Deinem Selbst!“ findet mehrmalige Bekräftigung. In den „Kronpräsidenten“ soll der Staat angegriffen werden, der der Fluch des Individuums ist, weil nur seine materiellen Interessen, nicht seine ideellen berücksichtigt werden. In „Brand“ wird das Ideal des Individualismus gezeichnet, im „Peer Gynt“ vor dem Phantasiemenschen gewarnt; also die schrankenlose Entfaltung des Individualismus verworfen. Ja, Kaiser und Galiläer bedeutet eine tragische Niederlage dieses Lieblingsglaubens der Ibsenschen Jugend. Fortan wirkte der Dichter „als sozialer Gestalter“. Daß er an eine Reform der Gesellschaft glaubt, beweisen seine nächsten Stücke: von den „Stützen der Gesellschaft“ bis zum „Volksfeind“, während er zum Schluß in völlige Resignation verfällt. — Die „Stützen der Gesellschaft“ gelten als Ibsens ausgeprochenstes Parteistück. Ein schwächlicher Charakter wird durch die Rücksicht auf die Meinung der Leute, von der seine gesellschaftliche Stellung abhängt, von Unwahrheit zu Unwahrheit gedrängt, bis er fast zum Mordmörder wird. Wahr und klar zu werden, das ist nach Ibsen die erste notwendige Lebensbedingung; „wahr sein“ heißt „frei sein“, und so schließt er das Stück mit den Worten: „Der Geist der Wahrheit und der Freiheit — das sind die Stützen der Gesellschaft.“

Von jetzt ab hält Ibsen genau den eingeschlagenen Weg inne; das Leben im bürgerlichen Heim beleuchtet er von allen Seiten. Wahr sein und klar!... Im „Puppenheim“ vollzieht sich das Erwachen der Frau in der Ehe; um das Recht ihrer Persönlichkeit wird zum erstenmal in einem Bühnenstück gerungen. In den „Gespenstern“ der fürchterliche Kampf wider eine ganze verlogene Gesellschaftsmoral, die einen Schüler zu breiten sucht über zwei ihrer unglücklichsten Opfer. Der Schrei nach Sonne beschießt das Stück; die Sehnsucht nach dem „Wunderbaren“ hatte „Nora“ auszuüben lassen. Helles Taglicht scheint bereits den „Volksfeind“ zu durchdringen: das Licht der Freiheit und Wahrheit. Noch einmal verhält sich der Rebel die Gestalten der „Wildente“: die laze Gesellschaftsmoral will das aufsteigende Glück erdrücken; aber in der „Frau vom Meere“ wird endlich „das Wunderbare“ Ereignis: Elida, frei von seelischen Fesseln, findet es an der Seite ihres Gatten. Danach jedoch von neuem die Resignation. Die schwer zurückgehaltenen Totenschleier von „Rosmersholm“ gewinnen Allgewalt: „Hedda Gabler“ scheint ein schrilles, verzweifeln des Lachen, „Baumeister Solness“ eine dumpf niederschmetternde Tragik. Glück — das ist nur etwas für einige Auserlesene; und wenn wir gelebt haben, haben wir in Lügen gelebt. Aber wer will verzweifeln? „Wenn wir Toten erwachen“ ist nur wieder die Tragödie des Individualisten: Ausnahmestellungen darf sich nicht einmal der Künstler erlauben. So bleibt die soziologische Idee unverfehrt, mit keinem Worte wird Ibsens Lehre von der Gesellschaftsreform widerlegt.

So etwa in großen Zügen entwickelt Emil Reich des Dichters Idee. Ein umfangreicher Abriß über das Technische beschließt den Band. Das Ibsen eine neue konzentrierte Form des französischen Gesellschaftsstückes geschaffen, wird eingehend nachgewiesen.

G. W. P.

Völkerkunde.

Neue Forschungen über die Eskimos gedenkt der Eskimofreund Knud Rasmussen, der als Sohn einer Grönländerin über bemerkenswerte sprachliche Vorkenntnisse verfügt, zu veranlassen. Dem „Globus“ wird darüber aus Kopenhagen berichtet: „Rasmussen bringt nicht nur neue Untersuchungen über die Sprache und Sitten der Eskimos, sondern auch Vorschläge zur Lösung einer der bedeutendsten und interessantesten Aufgaben mit, die das arttische Menschenleben uns bietet: zur Lösung der Frage nach dem Ursprung der Eskimos, und auf welchen Wegen sie nach Grönland eingewandert sind. Denn es dürfte jetzt wohl allgemein anerkannt sein, daß die Eskimos dort Einwanderer sind, und daß sie aus Amerika gekommen sind — wahrscheinlich aus dem nordwestlichen Innern des Vassinlandes, aber vielleicht sind sie auch hier eingewandert und hatten möglicherweise ursprünglich ihre Heimat in Asien. Dies sind die Fragen, deren Beantwortung Rasmussen sucht.“

In Grönland — sagt er — wohnen jetzt ungefähr 11 000 Eskimos, die alle als Christen angesehen werden können und eine verhältnismäßige Bildung besitzen. Aber bei seinen Besuchen am Smith-Sund ist Rasmussen einer Anzahl Familien begegnet, von denen er meint, daß sie die spätest angekommenen, aus Amerika eingewanderten Individuen sind. Zu bestimmen, aus welchen Eskimodistrikten Amerika sie herrühren, war Rasmussen durch Gespräche mit ihnen unmöglich, er glaubt aber annehmen zu dürfen, daß sie aus den obengenannten Gegenden des Vassinlandes herrühren.

Wenn diese Annahme von der Einwanderung der Eskimos aus Amerika nach Grönland richtig ist, wird es erklärlich, daß Rasmussen seine Aufmerksamkeit den Eskimos im nördlichen Amerika zuwendet und unter diesen Studien machen will. Von den amerikanischen Eskimos, deren Zahl auf ungefähr 10 000 veranschlagt wird, weiß man, daß sie größtenteils Heiden sind, daß sie weder lesen noch schreiben können und daß sie sich in der primitivsten Weise ernähren. Aber man weiß auch, daß sie eine Sprache reden, die ungefähr gleichlautend ist mit der Sprache der grönländischen Eskimos, und dies ist für Rasmussen ein wichtiger Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme von der Zusammengehörigkeit aller Eskimos. Man weiß sonst sehr wenig über die amerikanischen Eskimos. Gewiß sind die Erdstriche, welche sie bewohnen, geographisch erforscht, aber von amerikanischer Seite ist nur wenig getan, um das Leben der verschiedenen Stämme kennen zu lernen. Also wünscht Rasmussen, daß eine dänische ethnographische Expedition mit ihm als Leiter nach den Eskimogegenden Nordamerikas ausgerüstet werden soll. Er hat auch schon seinen Reiseplan fertig. Er beabsichtigt im Sommer 1910 oder spätestens 1911 mit einem Schiffe, das mit einem Motor versehen werden soll, von Kopenhagen nach dem westlichen Grönland abzugehen. Hier will er sich mit Schlittenhunden und Pelswerk versehen. Das Schiff geht dann durch die Hudson-Strasse und berührt dann durch das Foxbassin einen brauchbaren Hafen in der Fury- und Decla-Strasse zu finden, um dort zu überwintern. Von diesem Hauptquartiere aus sollen Schlittenfahrten im nordwestlichen Vassinlande und seinen Umgebungen unternommen werden. Den folgenden Sommer geht das Schiff gegen Süden, um ein neues Winterquartier in der Gegend des Chesterfield Inlet aufzusuchen. Die Reise dorthin gedenkt Rasmussen selbst im Schlitten, die Küsten entlang, auszuführen. Mit Chesterfield Inlet als Ausgangspunkt sollen Studien über die Binnenland-Eskimos auf der Barren Grounds unternommen und

das eingesammelte ethnographische Material zum Schiffe gebracht werden. Endlich wird zum dritten Male überwintert, aber diesmal nördlicher, nämlich in der Nähe der Repulsebai am Süden der Melville-Halbinsel. Damit wäre die dreijährige Fahrt beendet.

Hygienisches.

Der Magenastfluß der Gewohnheitsraucher. Gewohnheitsraucher leiden vielfach an Magenbeschwerden und diese werden auf eine übermäßige Absonderung der Salzsäure im Magenast durch Einwirkung des Nikotins zurückgeführt. Dr. Staller in Berlin hat diesen Vorgang auch jüngst experimentell an Hunden nachgeprüft und erwiesen. Die im Tabakrauch enthaltenen Bestandteile nehmen ihren Weg in den Magen, der Weg durch die Lunge und die Blutbahn kommt daneben bei starken Rauchern als besondere Spielart ungewöhnlichen Tabakgenusses vor. Aber die Mehrzahl der Raucher atmet den Tabakrauch nicht ein, sondern stößt ihn, nachdem er eine mehr oder minder lange Zeit zurückgehalten worden ist, wieder aus. Nach Ansicht Dr. Stallers ist der Magenastfluß Folge einer Allgemeinvergiftung. Sie macht manchmal keine Symptome, manchmal aber Beschwerden, Schmerzen, die nachmittags oder nachts auftreten. In einer weiteren Anzahl von Fällen treten heftige Schmerzen in Form von Krisen auf. Bei starken Gewohnheitsrauchern findet man oft auch Abmagerung. Um die schweren Magenstörungen zu beseitigen, ist es nötig, den bisherigen Tabakgenuß dauernd aufzugeben; ganz besonders wenn Abmagerung eintritt, ist dies zu verlangen, denn bisweilen genügen schon einige Züge aus einer Zigarette, um das Magenleiden wieder aufleben zu lassen. In leichteren Fällen muß das Rauchen wenigstens ein bis zwei Tage in der Woche völlig ausgekehrt werden, damit das Nikotingift ausgeschieden werde. Besonders ist das feuchte Rauchen und das Rauchen am Vormittag zu unterlassen. Gefährlich sind besonders auch die Zigarettenstümpe, in denen sich das Nikotin anhäuft. Aus eben diesen Gründen ist das Rauchen an Zigarettenenden als besonders schädlich zu bezeichnen, ebenso das lange im Mundhalten der Zigaretten. Danach ist auch das sogenannte kalte Rauchen zu beurteilen. In einem Falle scheint es, daß die Zigarette auch Nutzen stifft, das ist nach ungewöhnlich starkem Maß. Hier wird die erzeugte starke Selbstabsonderung willkommen sein. Nicht alle Raucher freilich bekommen diese Magenstörungen, ebenso wenig wie alle Raucher an Sehnervenstörungen leiden. Ebenso wenig gehen auch leichtere Fälle bei fortgesetztem Tabakmißbrauch immer in schwerere über, wie andererseits manche Personen sofort schwere Erscheinungen bekommen. Die Disposition gegenüber dem Tabakgift ist aber nicht nur bei verschiedenen Individuen verschieden, sondern auch bei demselben Individuum schwankt die Empfänglichkeit für das Tabakgift außerordentlich, je nach uns noch unbekanntem Umständen.

Aus dem Tierleben.

Heber Kakenmutterliebe berichtet Bertling-Danzig im Kosmoshandweiser für Naturfreunde: In der Tierwelt pflegt wohl allgemein die Liebe zwischen Mutter und Kind nicht viel länger vorzuhaltend, als die Aufzucht und Nahrungsgewährung an das Junge eine ständige Verbindung nötig macht. Ist der junge Hund, die Maie oder das Füllen erst selbst fähig, seiner Nahrung nachzugehen und einige Zeit von der Mutter fern gehalten, so scheint das Zunge sie kaum noch zu kennen, wenigstens machen sich die Bande des Bluts äußerlich kaum noch bemerkbar. — Bei Tieren, wie bei Kaken, bei denen die Wurffolge in relativ kurzer Zeit geschieht, macht sich die Entfremdung schon in sehr kurzer Zeit bemerkbar. Die Kakenmutter, die neue Nachkommenschaft unter dem Herzen trägt, vernachlässigt den alten Wurf, auch wenn er gar nicht von ihr getrennt wurde, offensichtlich, so gern auch die etwa 3 Monate alten Kädchen mit ihr spielen möchten. — Tierpsychologisch ist es nun interessant, daß unter Umständen, d. h. in einer gewissen Notlage, diese Mutterliebe wieder erwacht. Ein interessanter Fall dieser Art, der zugleich für die Beobachter viel Scherzhaftes bot, ereignete sich unlängst in einem Eigenhäuschen in Langfuhr bei Danzig: Eine Maie, die sich Mutter fühlte, vernachlässigte gar arg ihren spielreudigen kleinen Sohn, so sehr er sich auch um ihre Gunst bemühte. Eines Tages erfreute die Kakenmutter die Welt mit fünf Jungen. Der Kakenseggen war dem Herrn des Hauses ein bißchen zu viel, und er sprach das Todesurteil über den ganzen Wurf. In einem verschlossenen Eimer mit Wasser hauchten die blinden Dingelchen ihr Leben aus. Natürlich stellte sich die Kakenmutter sehr desperat über diesen Eingriff in ihre Familienrechte an. Sie mag es nicht glauben, daß man sie so brutalisiert, und sucht nach den Jungen. Auf ihren Irrwegen begegnet sie ihrem alten Sprößling. Auf diesen strömt jetzt ihre ganze Liebe über, ihm will sie die Nahrung darbieten, die ihr Leib für die Jungen bereitet hat. Der junge Kater zeigt dafür zunächst wenig Verständnis; er will mit der Mutter spielen. Aber das ändert sich. Es dauert nicht lange, so liegt der junge Kater sohn am Busen der Kakenmama und schlürft mit wonnigem Behagen die süße Milch. Es ist possierlich anzuschauen, wie dieser schon ziemlich ausgewachsene Kater sich in den Zustand erster Jugendtage zurückgefunden hat. Der Kater liegt möglichst oft an der Mutterbrust, im übrigen spielen Mutter und Sohn auf das harmloseste miteinander.